



# Heimat

**Homestory** Warum ich die Sehnsucht der Menschen nach Bergdörfern nicht verstehe

Ich bin aufgewachsen in Oberbayern, in Arzbach, einem Ort in den Bergen mit 800 Einwohnern und ein paar Kühen. Die Luft in der Gegend ist perfekt beziehungsweise „therapeutisch wirksam“, wie es im Internet heißt. Jedes Jahr lockt diese Luft Millionen Menschen her. Sie lieben die Ruhe, laufen die Lenggrieser Denkmalm hoch auf 970 Meter, oben lehnen sie ihre Wanderstöcke gegen eine Holzbank, streichen Obatzten auf ihre Brezen und schauen kauend auf Tannenbaumwipfel. Im Hintergrund: Kuhglockengebimmel. So klingt meine Heimat. Ich kann sie nicht ertragen.

Das Wort „Heimat“ ist schwer greifbar für meine Generation, für Menschen unter 30. In der Jugendzeitschrift „Neon“ stand vor einiger Zeit: „Wo ist zu Hause? Heimat ist in unserer mobilen Welt zu einem diffusen Gefühl geworden. Doch wir brauchen so einen Ort zum Glücklicherweise.“ Alle wollen eine Heimat, heute. Die Grünen trauen sich an das Wort wie an ein Tabu. Heimatministerien werden gegründet, Ministerien für ein Gefühl.

Stimmt etwas nicht mit mir, weil ich mich fremd in meiner Heimat fühle? Viele meiner Freunde sitzen schon am Donnerstagnachmittag im Zug, um zu den Routen fürs Mountainbike, den Bergen zum Klettern, zu Mutters Sauerbraten zurückzufahren. Ich sträube mich gegen eine Rückkehr, sooft es geht.

Nach meinem Abitur bin ich abgehauen. Wenn ich heute in einer U-Bahn sitze, denke ich manchmal daran, was ich zwischen 13 und 17 alles verpasst habe. Damals träumte ich von der Großstadt, von Straßenlaternen, die nicht um elf Uhr nachts ausgehen, von Nächten in Bars mit Fremden und ihren Geschichten, die man anhören und erzählen kann, von den Konzerten meiner liebsten Bands.

Im Dorf schien mir das alles unerreichbar. Damals fand ich neue Musik in der Drogerie. Die Theke mit drei Kopfhörern zum Probieren war mein Tor zu einer anderen Welt, einer Welt der Möglichkeiten, der Entscheidungen. Hier mussten wir froh sein, wenn überhaupt ein Termin im Veranstaltungskalender stand. Manchmal gingen meine Freunde und ich ins Blue, am ehesten dann, wenn Rocknacht war. In guten Minuten wummerte aus den Boxen irgendetwas von Nirvana, in den schlechten der Poprock von Nickelback. Dabei umhüllte der Qualm von Zigaretten und der Nebelmaschine die Theke und die Menschen auf

der verklebten Tanzfläche. Ich tanzte mit, dann machte es einen Augenblick lang Spaß. Häufiger stand ich auf einer Empore, nippte an meinem Jägermeister Bull wie an teurem Scotch. Was konnte ich da schon erleben? Wen treffen, den ich noch nicht kannte?

Um Mitternacht mussten wir gehen, wir waren ja noch keine 18. Der letzte Zug in mein Dorf ging eine halbe Stunde später. Wir torkelten die Straßen entlang zum Bahnhof, um diese Uhrzeit gehörten sie uns fast allein.

Am nächsten Nachmittag lag ich dann auf dem Liegestuhl im Garten, starrte auf mein Nokia ohne Empfang, Internet hatten wir nicht zu Hause, das kam erst, als ich 18 war. Oder ich nahm den Bus, wenn er denn fuhr, und traf mich mit zwei Freundinnen aus der Schule. Mit ihnen saß ich auf einer Kirchenmauer, in der Hand ein Eis, Straciatella, Pistazie, und beobachtete die Alten, wie sie mit ihren Weidenkörben Gewürze einkauften in der Kräutlerhexe und Hosen im Jeansstadl. Alles war vorgezeichnet, so schien es mir zumindest, man musste gar nicht herausfinden, was man selbst eigentlich wollte. An solchen Tagen war ich überzeugt: Ich verpasse auf dieser Kirchenmauer mein Leben.

Neulich war ich mit einer Freundin, die in meiner Heimat geblieben ist, in unserem Lieblingsbistro essen. Ich fragte: Wie hältst du das aus hier? Sie legte den Kopf

schief, sagte dann: „Na ja, jetzt habe ich ein Auto und kann weg, wenn es mich nervt.“ Und: „Es kann auch schön hier sein.“

Es stimmt. Natürlich gab es auch die großartigen Momente. Die, in denen ich um zwei Uhr nachts aufstand, mir den Reißverschluss meiner Fleecejacke bis unters Kinn zog und mit einer Freundin über Schluchten kletterte und mit ihr über die Trampelpfade auf den Gipfel stieg. Dann warteten wir, bis wir im Morgenlicht Brezen frühstücken konnten. Oder die Nachmittage, wenn ich mit meinem Schäferhundmischling durch Wälder streifte und keinem Menschen begegnete. Die Böden waren übersät mit Tannennadeln

und Wurzeln, nur an manchen Stellen fielen Sonnenstrahlen durch die Äste. Alles war still.

Bei meinem Besuch neulich stand ich im Haus meiner Mutter, und die Zeit lief plötzlich langsamer. Ich holte mir einen Krimi von Patricia Cornwell, es gab nichts Interessanteres, und setzte mich damit auf die Terrasse. Vom Stuhl aus betrachtete ich mein Dorf: das Brauneck, die bayerische Wirtschaft gegenüber mit dem Schweinebraten für 9,80 Euro, und meinen Nachbarn. Er stand in der Aufahrt, den Schlauch seines Dampfstrahlreinigers in der Hand. Den ganzen Nachmittag spritzte er seine Fahrzeuge ab: sein Auto, sein erstes, zweites und drittes Trial-Motorrad und das Wohnmobil, das er fast nie fährt. Ich glaube, sie zu reinigen, ist sein liebstes Hobby. Und mir fiel nichts Besseres ein, als ihm dabei zuzusehen. Immerhin wusste ich: Der Zug zurück zur Großstadt geht in ein paar Stunden. Der Zug in meine Heimat, dachte ich.

Cathrin Schmiegel

